

Die Macht der Lebenswürdigkeit

Autor(en): **Marden, O.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 5

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fort nach der Polizei schicken. Sarnohl, nach der Polizei!"

"Ruhe," sagte jetzt mein Vater, bückte sich und nahm ein weißes Blatt aus dem Gemengsel. Das weiße Blatt habe ich heute noch. Es ist ein Gotte-hü drauf. Ein Gotte-hü, das war ein Pferd gewesen bei unserm Gustl. Und er hatte es selbst gezeichnet als eine Walze mit vier Stecken.

Dieses Gotte-hü zeigte der Vater unserer Mutter und sagte nur ein Wort dazu: „Gustl!“

Und dann griff die Mutter in das Durcheinander, nahm das Löffelchen heraus, hob's in die Höhe und sagte auch weiter nichts als „Gustl“.

Und dann tauchte noch einmal ihr Arm in das Gewühl und hielt ein weißes Leibchen in der Hand, ein kleines weißes Leibchen. Und aus den kleinen Löchern dieses Leibchens wuchsen plötzlich zwei dünne kleine Armelehen durch, nach oben, wie eine Kerzenflamme, die noch einmal aufwärts flackert, bevor sie auslischt. Und die Mutter wollte wieder: „Gustl“ sagen.

Aber es ging nicht. Denn es kam ein Schluchzen heraus, ein langes Schluchzen. Und dazwischen legte sie der Fanny die Hände auf die Schulter und sagte stoßweise:

„Faah-ni. Sie müssen verzeihen — verzeihen — aber das Löffelchen — ja, das Löffelchen — und das Leibchen — ja, das Leibchen — das gehört ja alles — ja, alles Ihnen — und —“

„— und nur das kleine Stück Papier mit dem Gotte-hü darauf,“ fiel hier der Vater ein, „nicht wahr, Fanny, das schenken Sie uns wieder?“

Und jetzt fing die Fanny auch zu weinen an. Und die Tante Pauline war in ihr hinteres Zimmer zurückgeschlichen. Und der Dienstmann stand noch immer da und drehte verlegen an seiner roten Mütze mit dem blinkenden Blechschild darauf.

Und auf den trat jetzt der Vater zu, schrieb etwas auf ein Stück Papier, holte seine Geldbörse heraus und sagte:

„So, diesen Monatslohn tragen Sie an diese Adresse von dem neuen Mädchen und sagen ihr, sie soll sich einen anderen Platz suchen, wir hätten unsere Faah-ni wieder.“

* * *

Und dann war die Fanny noch viele, viele Jahre über meine kurze Hofenzeit hinaus bei uns.

Die Macht der Liebenswürdigkeit.

Von O. S. Marden.

Der ruhige Sonnenstrahl, der stille Tau-tropfen, die geräuschlosen chemischen Vorgänge in der Natur, welche die Keime wecken zu großen Möglichkeiten der Zukunft, sind in ihren letzten Wirkungen unendlich mächtiger und wohlthätiger als der Wirbelsturm und der Blitzstrahl.

Die größte Macht der Welt ist die stille Macht der Liebe.

Die scheltende Frau, die immer nur nörgelt und tadelt, hat nicht den zehnten Teil der Macht über die Menschen und das Hauswesen als die sanfte, geduldige, liebenswürdige Frau; denn diese verwandelt überall in der Familie die rohen Kräfte in milde Menschlichkeit.

Junge Mädchen oder Frauen von bösem Wesen haben schon oft den Frieden und das Glück nicht nur eines Hauses, sondern einer ganzen Nachbarschaft zugrunde gerichtet. Wenn jemand bedauernswert ist auf der Welt, so vor allem derjenige, der ein leidenschaftliches, unbezähmbares Gemüt hat. Ein junger Mann, der

ein Mädchen mit heftigem Wesen heiratet, weiß nicht, was er auf sich ladet.

Die Frau, die voll ruhigen, milden Wesens ist und sich selbst vollständig zu beherrschen weiß, ist, mag sie auch sonst hausbacken und nicht sehr schön sein, doch unendlich mehr begehrenswert für eine Hausfrau als ein Mädchen mit heftigem Wesen, so geistreich und berückend dieses auch wäre.

Liebenswürdigkeit bedeutet Eintracht in der Familie, in der Gesellschaft, kurz überall — und Eintracht bedeutet Wohlergehen, langes Leben und Glück.

Jeder Arzt weiß, daß Reizbarkeit und Mangel an Selbstbeherrschung nicht nur das Leben — manchmal um viele Jahre — verkürzen, sondern über kurz oder lang auch im Gesicht zum Ausdruck kommen.

Nichts erscheint so befremdend und so wenig am Platze, als wenn sich harte, häßliche Linien, — Bornesrunzeln — zeigen auf dem Gesicht

einer Frau, wo wir sonst das Heitere, Liebliche und Himmlische sehen wollen.

Die Reizbarkeit ist ein an der Schönheit nagender Wurm und sollte deshalb von keiner Frau gepflegt werden. Er zerfrisst in kurzer Zeit das reizendste Gesicht und macht es häßlich und abstoßend. Lieblichkeit und Schönheit haben kein langes Leben bei einem aufgeregten Wesen. Es gibt berühmte Ärzte, welche behaupten, daß in bestimmten Fällen ein einziger Zornesausbruch das Leben einer Frau um mehr als ein Jahr verkürzt hat. Das gleiche gilt selbstverständlich auch von den Männern, wenn auch diese unheilvollen Folgen an den Frauen viel mehr auffallen, weil wir natürlicherweise bei ihnen Schönheit und Liebenswürdigkeit sehen wollen. Mit Recht schätzt eine Frau Jugend und Schönheit höher als fast alles andere; aber sie bedenkt oft nicht, daß sie jedesmal, wenn sie sich einem Zornesausbruch, einer Laune, einem galligen oder höhnischen Wesen überläßt, die verräterischen Linien um ihren Mund tiefer eingräbt und die „Kakzenpfötchen“ in den Augenwinkeln deutlicher macht, welche noch, lange nachdem die Schönheit schon vergangen ist, von der Ursache ihres Sinkens Zeugnis ablegen.

Physiologen und Ärzte sagen, daß sich jede Störung oder Erregung des Nervensystems zu allererst im Gesicht ausdrückt, das hiefür eine feine Empfindlichkeit besitzt. So oft man sich einer Aufregung überläßt, wird Nervenkraft verbraucht.

Dies verrät sich in den Augen, indem sie ihren Glanz verlieren. Auch schlaffe Muskeln zeugen davon, und die verräterischen Runzeln lassen deutlich erkennen, welchen fortgesetzten Einwirkungen sie ihr Entstehen verdanken.

Wenn es etwas gibt, das der Mensch vor allen andern Dingen hochschätzt, so ist es der Segen der Eintracht — eines körperlichen und geistigen Behagens. Der ungestörte Friede schafft dem Manne ein ideales Heim, und ein reizbares Gemüt, das beim geringsten Anlasse ausbrechen kann, ist der Sicherheit des Hauswesens beinahe so gefährlich, als wenn Schießpulver vorhanden wäre.

Es ist zu bedauern, daß man in den Schulen nicht genügend hervorhebt, welche Macht in einem liebevollen Gemüte liegt, indem es Eintracht, Gesundheit, langes Leben und Glück begründet.

Ein jedes von uns kennt hervorragende Personen, die die herrliche Gabe besitzen, die gewöhnlichen Wasser des Lebens in köstlichen Wein zu verwandeln. Manchen Leuten wird alles, womit sie in Berührung kommen, zu Essig, andern aber zu Honig. Es gibt Herzen, die so beschaffen sind, daß sie die düstersten Schatten in die prächtigsten Farben zu verwandeln vermögen.

Schon ihre Gegenwart wirkt stärkend auf unser ganzes Verhalten ein und macht uns fähiger, unsere Lasten zu tragen. So oft sie zu uns kommen, ist es uns, als gehe die Sonne auf nach langer, finsterner, arktischer Nacht. In unser ganzes Wesen zieht Ruhe und Frieden ein. Ihr Lächeln wirkt wie Zauber auf uns und zerstreut die niederdrückenden Nebel der Verzweiflung. Sie erheben männlichen oder weiblichen Wert gleichsam in eine höhere Potenz. Sie lösen uns die Zunge und verleihen uns die Sprache der Weisen. So befördern sie die Gesundheit, sie vertreiben einen schlechten Magen und geben gesunden Hunger.

Es gibt aber auch Leute, die gerade entgegengesetzt auf uns wirken. Schon ihre Gegenwart drückt uns nieder. Ein kaltes Gefühl legt sich auf uns, solange wir um sie sind. Sie atmen Kälte aus und stoßen uns ab. Sie lassen unser Denken nicht in Fluß kommen. In ihrer Gesellschaft können wir uns nicht frei und natürlich geben. Ihr Spott und Hohn, ihr Verkleinern anderer und ihr Pessimismus sind widerlich, und wir vermeiden jedes Zusammentreffen mit ihnen.

Ich kannte ein junges Mädchen, das, als es ihr zum vollen Bewußtsein kam, daß sie häßlich sei und durch ihr Äußeres den Menschen nicht angenehm werden könne, den Entschluß faßte, ihr Wesen, ihren Charakter und ihre Tätigkeit für die Menschen so schön zu gestalten, daß man nicht mehr an ihre äußere Häßlichkeit denken könnte. Manch andere wäre vielleicht unser solch ungünstigen Umständen mürrisch und menschenfeindlich geworden. Sie aber pflegte an sich ein mildes, menschenfreundliches und hilfreiches Wesen in dem Maße, daß einem die Nachteile ihrer Erscheinung jetzt gar nicht mehr zum Bewußtsein kommen. In dem Augenblick, da sie zu sprechen anfängt, ist man bezaubert; eine unbeschreibliche Anmut ihres Wesens nimmt unser Herz gefangen. Diese Anmut gilt nicht nur ebensoviel wie körperliche

Schönheit; sie macht einen weit lebhafteren und gewinnenderen Eindruck. Und diese innere Schönheit ist nicht nur die Zierde einiger bevorzugter Jahre der ersten Jugend; sie wird überhaupt nie verwelken. Diese Schönheit läßt sich nicht nur ins hohe Alter hinüberretten, man kann sogar sagen, daß sie das Alter überhaupt verschleucht. Wenn dir die Natur also auch keine besondere körperliche Schönheit geschenkt hat, so kannst du doch selbst in dir die feelische Schönheit erwecken und pflegen, und diese hat ihren Sitz nicht nur in der obersten Schicht der Haut, kann daher auch nicht so schnell verwelken.

Ich kenne eine alte Frau, welche nie von besonderer äußerer Schönheit war. Und doch haben ihre Augen jetzt, in ihrem sechzigsten Lebensjahr, noch einen milden Ausdruck und einen wunderbaren Glanz, der den Zuhörer immer fesselt, so oft sie spricht. Gerade in den Jahren, da die körperliche Schönheit zu schwinden beginnt, trat der Reiz ihres würdigen, lieblichen und harmonischen Wesens erst recht hervor. So hat sie wahrhaftig gerade das Alter zu ihrer schönsten, reizvollsten Lebenszeit gemacht durch die bezwingende Macht ihrer edlen Seele.

Wer kann den ganzen Reichtum schätzen, der von einem edlen Charakter ausgeht und von einem Leben, das überall auf seinen Pfaden seinen süßen Wohlgeruch verbreitet und Freude und Glück hinbringt in jedes Heim und in jedes Leben, mit dem es in Berührung kommt! Solche schönen Seelen tragen überallhin Sonnenschein. In ihrer Gegenwart kann kein düsterer, mutloser Sinn aufkommen. Alles Hohe und Gemeine flieht vor ihnen wie die Nebel vor der aufgehenden Sonne verschwinden. Das Größte, was ein Sterblicher erreichen kann, ist jene Röstlichkeit, die von einer feinen, edlen Persönlichkeit ausstrahlt.

Der Mensch, der nicht den Mitmenschen aus seinem Herzen geben und mitteilen will, ist so töricht als es ein Landmann wäre, der keinen Samen den Furchen überlassen wollte aus Furcht, er könnte verloren sein. Ein berühmter Philanthrop sagte, nur das sei ihm als Gut des Herzens erhalten geblieben, was er an die Nebenmenschen verschenkt habe, alles andere sei ihm verloren gegangen. Was wir andern mitteilen, kommt uns kraft eines wunderbaren Naturgesetzes drei- und vielfach zurück. Es ist

die rentabelste Kapitalanlage der Welt. Nur durch Geben, durch Ausströmen können wir uns davor bewahren, auszutrocknen wie eine ausgepresste Orange — fad und ungenießbar zu werden.

Selbstsucht bedeutet Selbstzerstörung. Der Mensch, der nie einem andern hilft, der seine Börse straff zuhält, wenn man ihn mitzuteilen bittet, der sagt, er habe genug zu tun mit den Sorgen für sich selbst, der alles an sich zieht und nichts mehr ausläßt, der wird einschrumpfen und austrocknen und klein und unansehnlich und verächtlich werden.

Wir alle kennen solche Leute, die ängstlich alles für sich behalten, sowohl ihr Geld als auch nur eine Freundlichkeit, ein Mitgefühl, ein menschliches Empfinden. Sie sind kalt, lieblos, abstoßend; sie nehmen weder an den Sorgen noch an den Freuden ihrer Mitmenschen teil. Ihre Seelen sind im Frost der Selbstsucht und des Geizes zugrunde gegangen. Sie sind so verschlossen und farg geworden, daß sie sich hüten, auch nur ein gutes Wort oder ein Lächeln auszugeben, aus Furcht, sie möchten etwas preisgeben.

Ein kräftiger Mann sah einst zu, wie ein schwacher Mensch sich in einer Turnhalle körperlichen Übungen hingab und sagte zu ihm: „Mein Lieber, wie können Sie ihr bißchen Kraft an diese Barren und Hanteln verschwenden? Sie sollten Ihre Kraft für Ihre tägliche Arbeit aufbewahren, denn Sie haben wahrhaftig nichts davon zu vergeuden.“

„Mein Lieber,“ antwortete dieser, „die Sache ist ganz anders, und Sie verstehen deren Sinn schlecht. Der einzige Weg, auf dem ich meine Kraft vermehren kann, besteht darin, daß ich zuerst aus gebe, was ich habe. Die Kraft, die ich auf diese Geräte verwende, geben sie mir vielfach wieder zurück. Indem ich Kraft aus gebe, wachsen meine Muskeln an Stärke und Festigkeit.“

Pflege die Gewohnheit, täglich und stündlich andern zu helfen, ihnen ein Wort der Liebe und der Ermutigung zu gönnen, z. B. dem Zeitungsjungen, dem Kellner in deinem Restaurant, dem Schaffner im Straßenbahnwagen, dem Diener in deinem Bureau, irgend einem Armen, Verlassenen und Elenden auf der Straße oder auf einer Bank in den öffentlichen Anlagen — und dies wird dein Leben und deinen Charakter weit und schön machen,

und das Geschenke wird dir mit reichen Zinsen wieder einkommen.

Überall findet sich Gelegenheit zu dieser Art von Almosen; denn überall finden sich Herzen, die unter ihrer Last fast zusammenbrechen, die ein wenig Mitgefühl und Hilfe brauchen. Es läßt sich oft nicht vermuten, welche herrlichen Erfolg so eine kleine Liebestat haben mag. Schon manches Herz ist durch das freundliche Mitgefühl eines Fremden wieder aufgerichtet worden. Ein Blick des Mitgefühls, die Bereitwilligkeit zu helfen, ein warmer Druck der

Hand — wie manchem gedrückten Herzen haben sie schon wieder Hoffnung und Mut zurückgegeben!

Es gibt Geschenke, die sich jeder leisten kann und die doch wertvoller sind als Geld und Gut. Gib und schenk her, was du nur hast; aber vor allem, gib dich selbst! Nach Liebe hungert die Welt am meisten. Streu Blumen aus auf deinem Pfad; denn du wirst nicht ein zweitesmal denselben Wegs kommen!*)

*) Aus D. E. Marden's gutem Buch „Vom frohgemuten Leben“. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Die Mutter in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“.

Von Elise Pfister, B.D.M., in Zürich.

(Schluß.)

Nach Jahren der Not hat Lienhard Arbeit bekommen, die der Familie das tägliche Brot sichert. Gertrud stellt dieses Erlebnis den Kindern in der Samstagabendstunde in das Licht des gütigen Gottes und weckt in ihnen tiefe Dankbarkeit gegen den sorgenden Vater im Himmel; sie läßt sie seine weise Führung schauen auch in den Tagen der Armut; sie läßt sie emporklicken zu Gott, der unser aller Vater ist und die Menschheit als eine große Bruderschaft, als eine in Gott, dem Vater, geeinte Familie erfassen. Aus dieser Quelle bricht der soziale Brudersinn auf. „Wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denkt an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden müßtet. Vergesst nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen die Armen und ihnen gerne gebet. Nicht wahr, ihr wolltet es gerne tun?“ Wer wüßte es nicht, mit welcher freudiger Begeisterung Kinder sich hingeben können, Gutes zu tun. Die durch den Appell an das Mitgefühl und den Opfer Sinn geweckten Kräfte richtet sie nun gleich auf die Tat. Soll das Sein der Menschen ausreifen, darf nichts bloß Gedanke oder Empfindung bleiben; alles muß fruchtbare, heilschaffende Tat werden. „Niklas, wen kennst du, der am meisten Hunger leidet?“ „Mutter, den Rudeli. Er ist Gras ab dem Boden.“ „Wolltest du ihm gerne dann und wann dein Abendbrot geben?“ „O ja Mutter! Darf ich grad morgen?“ So fragt die Mutter jedes Kind, und sie hatten alle eine herzliche Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben durften. „Das freut mich, daß ihr alle das Brot hergeben wollt.“ Durch selbstausgedachte Liebeserweise sollten sie

lernen, die Menschen zu beglücken. „Wie wollt ihr es jetzt auch anstellen? Man kann etwas noch so gut meinen und doch unrichtig anstellen.“ Ganz selbständig läßt sie jedes Kind die Freude, die es machen will, ausdenken; auch nimmt sie sich Zeit, jeden Plan anzuhören, sich in die Freude und die Gedankenwelt eines jeden so recht hineinzufühlen. Nun weckt sie in ihnen noch die Feinfühligkeit fürs Geben. „Ihr müßt den Kindern das Brot still und allein geben, daß es niemand sieht.“ Wieviele Eltern könnten im Alter mehr Hilfe erleben von ihren Kindern, wenn sie sie nicht bloß fürs Nehmen und Genießen erziehen würden, sondern von klein auf fürs Geben, fürs Freudebereiten! Von früh an muß das Kind angeleitet werden, sich mit ganzem Gemüt in Freud und Leid des Nächsten einzufühlen; früh muß die freudige Bereitwilligkeit belebt werden, andern zu helfen, denn wenn bei einem Menschen das Herz hart ist, so ist's aus; was er auch sonst Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen.

In allem Guten geht Gertrud ihren Kindern mit dem eigenen Lebensbeispiel voran. Alle Tage fast bis zur Nacht hat sie in ihrer Stube des armen Rudelis mutterlose, verwahrloste Kinder, die an keine Ordnung und an keine anhaltende Arbeit gewöhnt sind. Auch diesen fremden Kindern wird sie eine Mutter; ihr Wohl brennt ihr auf dem Herzen, wie das Wohl der eigenen Kinder. Nie sieht man Gertrud in einem fremden Haus, als dann, wenn sie dort etwas Heilbringendes zu wirken hat. Als Trösterin steht sie am Sterbebett der Mutter des armen Hübelrudi; dann legt sie Hand an, daß Ordnung in das verwahrloste Haus-